

Wie sich die Wissenschaft digital neu organisiert

Moses, Jesus und Mohammed seien Betrüger: Papst Gregor IX. brandmarkte Kaiser Friedrich II. für diesen angeblichen Ausspruch als Antichristen. Wer jedoch heute behauptet, daß dreißig Prozent oder gar die Hälfte dessen, was Wissenschaftler in ihren Zeitschriften als geprüfte Wahrheit verkünden, das Produkt von Schlamperei, nutzlos oder falsch sei, der setzt eine Reform des Systems in Gang. Wenn dann der Nestbeschmutzer, statt daß man ihn zum Antichristen stempelt, auch noch Beifall erhält, so kann das die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft nur stärken.

So geschah es diese Woche auf einer Berliner Tagung der Max-Planck-Gesellschaft dem Münchner Chemiker Ulrich Pöschl. Eigentlich ging es der Tagung um den ungehinderten Zugang zu jenen gedruckten Wahrheiten, die Wissenschaftler untereinander austauschen. Bislang hatten große Verlagshäuser die Rolle des Antichrists zu spielen: Sie monopolisieren den wissenschaftlichen Zeitschriftenmarkt, schröpfen die Bibliotheken durch halsabschneiderische Abonnementspreise und graben durch ihre Rabattpolitik kleineren Konkurrenten das Wasser ab. Die Wissenschaftler aber müssen ihre bereits mit Steuermitteln erzeugten Forschungsergebnisse mit noch mehr Steuermitteln zurückkaufen. Einige von ihnen meinen jetzt, wissenschaftliche Ergebnisse seien öffentliche Güter, und jedermann solle freien Zugang zu ihnen haben, nachdem man die Verlage angemessen für ihren Aufwand entlohnt habe. Statt dessen schützten Urheberrechte nicht die Urheber, sondern nur den Inhaber der Rechte. Was in Gutenbergs Welt seinen guten Sinn hatte, sei im Zeitalter des Internet eine Zumutung geworden.

Durch Gründung eigener Zeitschriften versuchen Wissenschaftler nun das Monopol der Verlage zu brechen und sie zu Zugeständnissen bei Abonnementspreisen und freiem Zugang zu bewegen. Erste Erfolge stimmen sie hoffnungsfroh. Doch sind dabei auch neue Ideen entstanden. Und in Berlin zeigte sich, daß die sogenannte Zeitschriftenkrise nur der Katalysator des Wandels im Publikationswesen war. Dieser Wandel würde sich selbst dann vollziehen, wenn etwa der vielgeschmähte Verlag Elsevier zum Selbstkostenpreis arbeiten würde.

So sieht Ulrich Pöschl den Mehrwert des Internet in der beschleunigten und verbesserten Qualitätssicherung. Experimente ließen sich aufgrund mangelhafter Dokumentation heute oft nicht mehr nachvollziehen, die Folge sei eine enorme Verschwendung von Mitteln. Pöschls interaktives Onlinejournal dagegen macht den Prozeß des Begutachtens transparent: Bislang verborgene, aber wertvolle Kommentare, Korrekturen und Ergänzungen werden zitierfähig dokumentiert, sei es anonym oder namentlich. Schlamperei wird mit höherer Wahrscheinlichkeit im Vorfeld der Veröffentlichung aufgedeckt, die Hemmschwelle für Publikation von Unnutzern steigt. Die Unterscheidung zwischen Gutachtern und son-

stigen Experten wird im Grunde hinfällig. Beiträge, die der Inquisition im Internet standhalten, werden im zweiten Schritt auf traditionelle Weise publiziert.

Auch im Bereich der Geisteswissenschaften wurde deutlich, daß es bei der digitalen Revolution nicht um Geld, sondern um Qualität geht. Jürgen Renn vom Berliner Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte zeigte, daß der freie Zugang zu digitalisierten Quellen in Museen, Archiven oder Bibliotheken weniger Ziel als Voraussetzung effizienter Wissenschaft ist. Darum hat er auch die Initiative ECHO (European Cultural Heritage Online) mitbegründet, bei der mit EU-Mitteln Kulturschätze digital verfügbar gemacht werden. „Open Access“ zu kulturellem Erbe schafft die Möglichkeit, verstreut liegende Quellen direkt zu vergleichen; aber auch die wissenschaftliche Diskussion bedarf theoretisch nicht mehr des Umwegs über digitale oder gedruckte Verlagsprodukte: Zettelkästen aller Wissenschaftler, vereinigt euch! Der Ruf „Zu den Quellen!“ erschallt in einer ganz neuen Buchstäblichkeit. Die geistige Organisation des digitalisierten kulturellen Erbes ist unmittelbar auch die netzwerkhafteste Form ihrer wissenschaftlichen Öffentlichkeit und Zusammenarbeit.

Welchen Anreiz aber haben Wissenschaftler, sich dem neuen Medium anzuvertrauen? Für den reinen Informationsaustausch bedarf man der Zeitschriften theoretisch nicht mehr. Doch bisher waren es Wissenschaftler gewohnt, sich ihren guten Ruf und damit ihre mögliche Berufung durch Publizieren in möglichst prestigeträchtigen Zeitschriften zu erschreiben. Also hängt die Akzeptanz neuer Medien davon ab, neue Mechanismen zur Messung wissenschaftlicher Leistung zu entwickeln. Das Internet bietet bereits anschauliche Beispiele: die „Top-Reviewer“ beim Online-Buchhändler Amazon, die Bewertung der Teilnehmer an den Auktionen von Ebay etwa.

Doch ausgerechnet einer der Pioniere der „Open Access“-Bewegung, der Kognitionspsychologe Stevan Harnad, warnte vor einem Mißverständnis: Freier Zugang zu begutachteten Forschungsergebnissen hätten mit Fragen der Evaluation oder des kulturellen Erbes zunächst einmal nichts zu tun. „Open Access“ sei ein Ziel an sich, und es zähle nur ein Argument, um wissenschaftliche Kollegen davon zu überzeugen: Frei zugängliche Artikel würden häufiger zitiert und hätten deshalb mehr Einfluß. Beschränkter Zugang beschneide also die Reputation der Autoren und liege also nicht einmal im Interesse der Verlage. Alles andere lenke gefährlich vom Ziel ab. Die am Mittwoch verabschiedete „Berliner Erklärung“, „Open Access“-Initiativen irgendwie fördern zu wollen, ist sicher ein Durchbruch, da bedeutende Institutionen sie tragen. Faszinierend ist es, die Wissenschaft dabei zu beobachten, wie sie im delikaten Widerstreit von beinahe religiösem Reformeifer und kühlem Pragmatismus fortschreitet.

CHRISTOPH ALBRECHT